

MARK ROBERTS

TOTEN
ENGEL



Weltbild

Totenengel

Der Autor

Mark Roberts wurde in Liverpool geboren und arbeitete dort zwanzig Jahre als Lehrer, unter anderem an einer Förderschule. Er gewann den *Manchester Evening News Theatre Award* für das beste Stück des Jahres, und seine Kriminalromane wurden international veröffentlicht.

Weitere Informationen zum Autor finden Sie auf:

www.markrobertscrimewriter.com.

Mark Roberts

Totenengel

Thriller

Aus dem Englischen von
Angela Koonen

Weltbild

Die englische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel *Dead Silent*.



Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2016 by Mark Roberts
Published by arrangement with Head of Zeus Ltd., UK
Copyright © 2017 by Bastei Lübbe AG, Köln
Übersetzung: Angela Koonen
Umschlaggestaltung: Veruschkama Grafik & Illustration
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© hjochen; © Kryuchka Yaroslav)
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-96377-677-9

2024 2023 2022 2021

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

*Für Kath und Ted,
John, Deborah und Chris*

Betrachte die Vergangenheit, die großen Veränderungen
so vieler Reiche; daraus kannst du auch
die Zukunft vorhersehen.

Marc Aurel

Prolog

Donnerstag, 24. Oktober 1985

»Eve, vielen Dank, dass du zu mir gekommen bist.« Mrs Tripp quoll förmlich über vor Freundlichkeit. Lächelnd saß die Leiterin des katholischen Kinderheims St. Michael hinter ihrem Schreibtisch, während Eve vorsichtshalber an der Tür des Büros stehen blieb.

»Gern geschehen, Mrs Tripp«, sagte sie noch außer Atem, denn sie war vom Garten, wo sie mit den großen Jungs Fußball gespielt hatte, bis hierher gerannt.

Da Mrs Tripp ungewohnt freundlich war, senkte Eve den Blick auf ihre schwarzen Turnschuhe und benutzte einen simplen Trick, um zu prüfen, ob sie vielleicht träumte. Sie befahl sich, ihre Zehen zu krümmen. Tatsächlich krümmten sich die Zehen, und sie hatte Gewissheit. Sie war hellwach, und was sie erlebte, war echt.

»Komm und setz dich, Kind«, forderte Mrs Tripp sie ermutigend auf. Ihre frische Dauerwelle zierte ein überbreites gelbes Band.

Du bist zu alt und fett, um so auszusehen wie Madonna, dachte Eve. Während sie mit festem Schritt zu dem Stuhl vor dem Schreibtisch ging, lächelte sie Mrs Tripp an und setzte sich, ohne auch nur einmal den Blick abzuwenden.

»Dein Everton-Dress gefällt mir.«

Eve schaute an sich hinab. Ein blauweißes Fußballhemd und weiße Shorts. Die blauen Socken waren ihr bis auf die

Knöchel herabgerutscht und die Schienbeine voller Erd- und Grasflecken. Gerade eben hatte sie noch eine Grätsche hingelegt.

»Mir auch. Mir wäre nur lieber, sie würden nicht von Hafnia gesponsert.«

»Warum das?«

»Hafnia produziert Dosenfleisch. In Dänemark. Das ist total gemein. Die armen Tiere.«

»Ach Eve, wie oft hatten wir das Thema schon?« Mrs Tripp kicherte. Ihr Mund lächelte, ihre Augen nicht. »Du bist ein heranwachsendes Mädchen und musst Fleisch essen, um dich ausgewogen zu ernähren.«

»Wenn ich erst erwachsen bin ...«

»Ja, ich weiß! Ich weiß ...«

Es folgte Schweigen. Mrs Tripps Blick schweifte in die Ferne, soweit das in den vier Wänden ihres Büros möglich war. Eve schaute aus dem Fenster hinter ihr. Am Himmel über dem Mercy waren zwei waagerechte rote Linien erschienen, als hätte ein Riese zwei blutige Finger durch die herbstlich grauen Wolken gezogen.

»Meine Güte, wie groß du geworden bist, Eve. Ich erinnere mich an das erste Mal, als du auf diesem Stuhl gesessen hast.«

»Ich auch.« Eve lächelte. *Es war furchtbar.* »Sie sind eine sehr beschäftigte Frau, Mrs Tripp. Die vielen Kinder hier. Das ganze Personal. Wie kann ich Ihnen helfen?«

Mrs Tripp klatschte in die Hände und lachte ein bisschen zu laut. »Die Frage ist nicht, wie *du* mir helfen kannst, sondern wie *wir* dir helfen können.«

Aus der dunklen Ecke hinter der Tür war ein Seufzen zu

hören. Eve drehte den Kopf und sah einen großen, hageren Mann mit schneeweißen Haaren in die trübe Helligkeit treten, die durch das Fenster hereinflie. Bis auf einen schmalen weißen Stehkragen war er ganz in Schwarz gekleidet. Ein Priester.

Als er zum Schreibtisch ging, klappte er eine prall gefüllte Akte zu. Eve erkannte sie. Darin stand alles, was *die* über sie wussten. Hinter seinem linken Ohr klemmte eine dünne selbstgedrehte Zigarette. Eve sah in sein Gesicht, und er richtete seine ernstesten Augen auf sie. Sie starrte zurück, stand aber auf, als der Priester sich nachdenklich nickend langsam näherte.

Er legte die Akte auf den Schreibtisch. Mit dem seltsamen Gefühl, dass sie diesen Moment schon einmal erlebt hatte, las Eve ihren mit schwarzem Filzstift geschriebenen Namen auf dem Aktendeckel: Evette Clay.

»Das ist Father Antony Murphy. Father Murphy, das ist Evette Clay.«

Father Murphy steckte sich die Zigarette in den Mundwinkel, schnippte mit dem Daumennagel gegen den roten Kopf eines Streichholzes und zündete sie an. Er inhalierte tief und blies eine dünne Rauchfahne aus.

»Hallo, Eve.« Er hatte eine tiefe, grollende Stimme und klang noch vornehmer als ein Nachrichtensprecher im Fernsehen.

»Guten Tag, Father Murphy.« Sie setzte sich wieder. Father Murphy blieb vor ihr stehen.

»Wie alt bist du, Eve?«, fragte er.

»Steinalt.« Sie lachte, aber als Einzige.

»Das habe ich schon bemerkt.«

»Siebeneinhalb, wenn Sie es genau wissen wollen.« Die nächste Frage erriet sie bereits. »Und ich wohne hier seit gut einem Jahr.«

»Und vorher im St. Claire bei Schwester Philomena?«

»Ja.« Mit ihrer Ausgelassenheit war es vorbei. »Haben Sie sie gekannt, Father?«

»Nein.«

Ihr Hoffnungsfunken verlosch.

»Bist du nun enttäuscht?«

»Nur weil Sie Priester sind, können Sie nicht sämtliche Nonnen der Welt kennen. Ich habe mich bloß gefragt, ob ...«

»Father Murphy ist nicht nur Priester – als wäre das allein nicht schon Verantwortung genug.« Mrs Tripp redete einfach dazwischen. »Er ist auch ein richtiger Arzt.«

»Oh!« Eve versuchte, möglichst anerkennend zu klingen.

»Ich bin gekommen, um mir dich einmal anzusehen, Eve.« Asche fiel auf Mrs Tripps Schreibtisch.

Aber ich bin doch nicht krank, dachte Eve, erwiderte jedoch nichts.

»Man kann wohl sagen, dass es ein, zwei Fälle befremdlichen Verhaltens gegeben hat, nicht wahr, Eve?«, sagte Mrs Tripp. Und Eve wusste, was als Nächstes kam. »Zum Beispiel, als du den Feueralarm ausgelöst hast.«

»Das war ein Versehen. Jimmy Peace war dabei. Er hat auch gesagt, dass es keine Absicht war.«

Mrs Tripp wandte sich Father Murphy zu. »Sie ist sehr beliebt beim Personal und den Kindern. Jeder nimmt sie in Schutz.«

»Das tun sie nicht! Sie sagen die Wahrheit«, widersprach Eve.

»Und der Weihnachtsmorgen. Du hast dich geweigert, aufzustehen und deine Geschenke auszupacken.«

»Ich war traurig, weil ich immerzu an Philomena denken musste. Zu Mittag bin ich aber aufgestanden. Und am Nachmittag habe ich meine Geschenke ausgepackt. Dann habe ich getan, was ich meistens tue: Ich habe mich mit ihrem Tod abgefunden und hab gespielt. Was bleibt mir anderes übrig?« Tränen brannten in ihren Augen und drohten hervorzuquellen, aber ihre innere Stimme schrie: *Untersteh dich untersteh dich untersteh dich!* Und das brachte die Wut hervor und mit ihr einen Lichtblick. Die Erinnerung an das taffste Mädchen, das ihr je im Heimwesen begegnet war, Natasha Seventeen. Ihr letzter Rat, den sie Eve gegeben hatte, bevor sie das St. Michael's verließ, lautete: *Zeig es nie, wenn du unglücklich bist, Kleine, sonst bringen sie dich weg in die Klappe.*

»Herrgott!«, hauchte Eve, als es ihr wie Schuppen von den Augen fiel.

»Eve, wir dulden hier keine Blasphemie!«

»Ich habe gerade gebetet. Ich habe Gott gebeten, mir Kraft zu geben.«

Sie stand auf, drehte sich von Mrs Tripp weg und baute sich vor dem Priester auf. Hinter dem Ernst in seinen Augen glomm ein Lächeln.

»Father Murphy, darf ich Sie etwas fragen, bitte?«

»Natürlich, Eve.«

»Sind Sie zufällig so ein Gehirnarzt? Wie heißen die noch mal? Ach ja. Sind Sie ein Psycho?«

»Du meinst vermutlich Psychiater.« Er zog an seiner Zigarette und schnippte die Asche auf den Boden. Eve erwärmte sich für den Mann.

»Bin ich froh, dass Sie hier sind, Father Murphy.«

»Tatsächlich?«

»Ja. Einen wie Sie brauchen wir hier.«

»Ich hielte es für eine gute Idee, wenn wir bei der Vergangenheit bleiben«, merkte Mrs Tripp an.

»Ich auch, ich auch«, sagte Eve. »Danke, Father Murphy.« Sie setzte sich wieder auf den Stuhl vor dem Schreibtisch.

»Die Vergangenheit. Ja, reden wir darüber.«

Sie sah zu Father Murphy hoch. Seine untere Gesichtshälfte war verdeckt von der Hand, in der er die Zigarette hielt. Sie musste an eine Sitcom denken, die sie kürzlich gesehen hatte.

»Mrs Tripp, erzählen Sie mir von Ihrer Kindheit«, sagte Eve.

Nur die Linien am Himmel über dem Mercy waren noch roter als Mrs Tripps Gesicht.

»Geh wieder Fußball spielen, Kind. Nutz die Zeit, bevor es dunkel wird«, sagte Father Murphy. »Ich habe von deinem großen Verlust gehört, und nach allem, was ich über Schwester Philomena weiß, kann ich dir versichern, dass sie sehr stolz wäre, zu sehen, wie du in deinem zarten Alter mit der Situation fertigwirst. Gott segne dich, Eve. Wir werden uns wiedersehen. Sei gewiss, dass ich dich stets in meine Gebete einschließe.«

»Danke für Ihr Verständnis, Father.«

Er lächelte und segnete sie.

Während sie zur Tür ging, erschien ihr das Schweigen in ihrem Rücken zäh wie Sirup. Eve zog die Tür hinter sich zu und spähte nach allen Seiten den Korridor hinunter. Niemand zu sehen. Also blieb sie und lauschte.

»Sie haben Asche auf meinen Schreibtisch und meinen Teppich geschnippt!«, beschwerte sich Mrs Tripp.

»Und Sie haben meine Zeit vergeudet«, erwiderte Father Murphy. »Welches ist die größere Sünde? Sie ist geistig vollkommen gesund, trotz allem, was sie zu erleiden hatte. Sie macht Schwester Philomena alle Ehre, die sie vor den Mächten der Finsternis bewahrt und zu dem Kind geformt hat, das sie jetzt ist.«

Stille. Eve nahm die Worte noch in sich auf, als sich schwere Schritte der Bürotür näherten. Dann sauste sie den Flur hinunter, rannte so schnell wie noch nie.

Als wäre der Teufel hinter ihr her.

ERSTER TEIL

Dunkelheit

Das Universum kennt kein Erbarmen.

Der Erstgeborene kniete am Fuß seines Bettes vor dem auf der Tagesdecke liegenden Buch. Er betrachtete die Hochglanzabbildung eines Gemäldes. Ganz wie es ihm befohlen war. Er drückte die gespreizten Finger beider Hände auf das Papier. Ein Finger für jedes Jahr, das er schon lebte.

Der Turmbau zu Babel (2), 1563 stand da. Das wiederholte er im Stillen, um es sich einzuprägen.

Pieter Bruegel. Er buchstabierte den Namen des Malers, der unter dem Namen des Gemäldes stand. Er musste ihn sich unbedingt richtig merken, sonst würde die Stimme wieder zornig auf ihn werden. Die Stimme schwebte in seinem Kopf. Eine schreckliche Stimme war es. Sie zwang ihn jeden Tag zuzuhören. Solange er zurückdenken konnte.

»Das Universum kennt kein Erbarmen. Gott wird nie Gefallen finden an den Errungenschaften des Menschen. Noch wird Gott je dulden, dass der Mensch ihn in den Schatten stellt. Schau, wie dunkel die Erde ist, aus der sich der Turm erhebt.«

Der Erstgeborene summte, um die Stimme zu übertönen, doch die dröhnte nur lauter, wurde kräftiger, wütender.

»Schau, wie die Dunkelheit der Erde sich über das Wasser ausbreitet und die Schiffe erfasst! Dort gibt es kein Entkommen. Die Erbauer des Turms sind nicht zu sehen, weil sie sich darin verstecken. Schau die Bögen der vielen, vielen Fenster, die sich in jedem Stockwerk des Turms aneinanderreihen.«

Der Erstgeborene fühlte, wie das Blut aus seinen Armen

und Beinen und aus dem Kopf wich. Er hielt sich an der Bettdecke fest, um nicht seitwärts zu Boden zu kippen.

»Sprich die Wahrheit!«, befahl die Stimme in seinem Kopf.

Der Erstgeborene wusste auswendig, was er zu sagen hatte. »Gott kann jeden Augenblick herabsteigen und mich bestrafen für meine Sünden. So wie er herabstieg und die Menschen strafte, die den Turm zu Babel bauten. Sie versuchten, sich zu verstecken. Aber vor Gott kann man sich nicht verstecken.« Er fühlte in seiner Brust etwas klopfen und hinter seinen Augen den Druck von Tränen.

Und dann kamen Worte, die der Erstgeborene nicht begriff, eine Frage, die die Stimme immer wieder stellte.

»Schau auf das Bild. Begann so die Sprachverwirrung?«

Der Erstgeborene schaute hin, obwohl es ihm Angst machte.

»Schau, wie der Turm in die Wolken reicht, wie das Werk der Menschen an den Rand des Himmels stößt. Schau, wie er die Wolken durchdringt. Schau, wie die Spitze des unfertigen Turms feuerrot leuchtet.«

Der Erstgeborene nahm die Hände von dem Bild und schaute noch mal hin. Die Wolken sahen aus wie Rauch, der aus einem brennenden Gebäude aufstieg. Er versuchte, die Menschen zu erkennen, die sich hinter den dunklen Fenstern versteckten, mühte sich, ein Zeichen menschlichen Lebens zu entdecken. Aber er sah nur Dunkelheit. Dort war es so einsam. Er schauderte.

»Das tut Gott mit den Menschen, wenn sie sich zusammen tun und ein einheitliches Bauwerk erschaffen. In den Augen Gottes ist das eine Sünde. *Du* bist ein Sünder. Und

wie du mir gezeigt hast, verstehst du, dass aus der Sünde eines folgt: der Tod.«

Der Erstgeborene schloss die Augen und gab die erwartete Antwort. »Die wahre Sprache ging unter. Die Sprachverwirrung nahm ihren Anfang.«

Die andere Stimme war nun ruhig und ausgeglichen. »Das Universum kennt kein Erbarmen.«

Dienstag, 20. Dezember 2016

2.38 Uhr

Er ist abgeschlachtet worden.

Die Worte der alten Frau geisterten DCI Eve Clay durch den Kopf, während sie von ihrem Wagen zu der dem Park gegenüberliegenden Einmündung der Lark Lane rannte, wo die Spurensicherung schon einen Teil der Straße abgeriegelt hatte.

»DCI Clay!«, identifizierte sie sich bei dem Polizisten, der das Kommen und Gehen notierte.

Er ist abgeschlachtet worden ... Das hatte die alte Frau offenbar zu den Zeugen gesagt, denen sie an der Kreuzung Pelham Grove und Lark Lane aufgefallen war. Aber mehr nicht.

Der Mond stand tief am wolkenlosen Himmel. Hartes Licht fiel auf die Glasfassaden der Geschäfte und Restaurants zu beiden Seiten der Lark Lane, und einen Moment lang hatte Clay das Gefühl, einen geschlossenen Eiskorridor entlangzulaufen.

Als sie sich einer Gruppe von Leuten näherte, die unter einer Straßenlampe standen, wurde sie langsamer, um die Einzelheiten der vor ihr liegenden Szene zu erfassen. Eine Polizistin hockte neben einer alten Frau, die in stabiler Seitenlage auf zwei wattierte Mäntel gebettet auf dem Bürgersteig lag. Bei ihr stand DS Gina Riley im Gespräch mit einem auffälligen Paar: Er sah ein bisschen aus wie das

Michelin-Männchen, sie war groß und schlank wie eine Bohnenstange. Clay musste an Popeye und seine Olivia denken.

»DCI Clay.« Sie zeigte ihren Dienstaussweis. »Sie beide sind auf die Frau aufmerksam geworden?«

»Ja«, antwortete der Mann.

Seine Frau blickte Clay flehend an.

»Danke, dass Sie sich um sie gekümmert haben. Wissen Sie, wie die alte Dame heißt?«

»Nein!«, antworteten beide wie aus einem Mund.

»Aber vielleicht, wo sie wohnt?«, fragte Clay.

»Im Pelham Grove, da bin ich mir ziemlich sicher«, sagte die Frau.

»Auf welcher Seite?«

»Die geraden Nummern. Da habe ich sie mal aus einem Haus kommen sehen«, sagte der Mann.

»Sie schien unverletzt zu sein?«

»Ja. Aber dann hat sie den Anfall bekommen und sich den Kopf auf dem Pflaster aufgeschlagen.«

Clay bückte sich, um die alte Frau genauer ansehen zu können. An der Stirn hatte sie eine frische Wunde. Sie lag sorgfältig auf die Mäntel gebettet, damit sie nicht von unten auskühlte, die stabile Seitenlage perfekt wie aus dem Lehrbuch. Clay blickte zu den Zeugen auf.

»Arbeiten Sie im medizinischen Bereich?«

Die beiden schauten sie an, als wäre sie eine Hellseherin.

Clay richtete sich wieder auf. »Das haben Sie sehr gut gemacht. Wieso ist Ihnen die Dame aufgefallen?«

»Sie irrte mitten auf der Straße herum. Wir sind auf sie zugegangen, und sie stammelte: ›Er ist abgeschlachtet wor-

den.« Dann lief sie weiter, bekam diesen Anfall und schlug der Länge nach hin. Wir haben sofort den Notruf gewählt. Der Anfall hat eine Minute und fünfzehn Sekunden gedauert. Wir haben auf die Uhr geschaut. Als er vorbei war, haben wir sie in die stabile Seitenlage gebracht.«

»Sie haben niemand anderen in der Nähe gesehen?«, fragte Clay.

»Nein«, sagte der Mann ruhig und bestimmt.

»Zeigen Sie mir das Haus, wo sie Ihrer Meinung nach wohnt.«

Ein Streifenwagen mit rotierendem Blaulicht stand vor The Albert an der Ecke Lark Lane, Pelham Grove. Clay folgte dem Paar in die Straße, sah sich um und nahm die Umgebung in sich auf.

Am Heck eines Wagens der Spurensicherung stieg DS Karl Stone soeben in einen weißen Schutzanzug. Auf beiden Straßenseiten standen viktorianische Reihenhäuser, schaurig in Mondschein und Schatten getaucht.

»Das waren alles mal Einfamilienhäuser. Als man noch große Familien hatte«, sagte Stone. »Die meisten wurden zu Mehrparteienhäusern umgebaut. Jetzt wohnen dort viele Studenten.«

Es war Mitte Dezember, da gab es meistens wenig Augenzeugen auf der Straße, überlegte Clay. Sie vertiefte sich in die Zusammenhänge von Zeit und Ort und betrachtete die Häuser, die vom Scheinwerferlicht des Vans der Spurensicherung angeleuchtet wurden. Sie suchte das Pflaster mit der Taschenlampe ab, fand aber keine Blutflecke.

Aus der Ferne hörte man die Sirene des Rettungswagens näher kommen, was Clay zur Eile antrieb.

Rasch zog sie sich einen Schutzanzug über. In den Schlafzimmerfenstern der Nachbarhäuser gingen nach und nach die Lichter an, da die Leute vom Blaulicht und der Unruhe auf der Straße geweckt wurden. Das ließ wenig hoffen. Was immer hier passiert war, die Nachbarn schienen es verschlafen zu haben.

Wer ist das Opfer? Wer wurde abgeschlachtet? Ihr Mann? Ihr Bruder? Vater? Sohn? Dann kam Clay ein übler Verdacht: Der Täter hatte die Zeit absichtlich so gewählt, weil die Studenten vor Weihnachten nicht da waren.

DS Bill Hendricks kam den Pelham Grove entlanggelaufen. »Die Sanitäter heben sie gerade auf die Trage.«

»Riley!«, rief Clay. »Du steigst zu der alten Frau in den Rettungswagen und bleibst in der Klinik bei ihr. Ruf mich an, sobald sie zu sich kommt.«

»Verstanden!«, erwiderte Riley.

»DCI Clay!«, rief der Zeuge drängend. Er stand vor einem Haus in der Mitte der Straße. »Wir sind uns ziemlich sicher, dass sie hier wohnt.«

Dicht gefolgt von Hendricks und Stone eilte Clay den Bürgersteig entlang und die Steinstufen hinauf. Die Tür war angelehnt. Sie legte behandschuhte Finger auf das Türblatt und gab ihm einen Stoß.

Die Tür schwang eine Handbreit auf. Ein sonderbares Flimmerlicht wurde im Hausflur sichtbar.

Sie drehte sich zu den Zeugen um. »Sie haben wohl recht. Dies ist das Haus. Sie haben der Kollegin von der Streife ihre Personalien gegeben?«

Die Zeugen nickten.

»Dann danke ich für Ihre Hilfe.«

»Wir werden gegenüber niemandem ein Wort darüber verlieren«, versprach die Frau.

»Dafür wäre ich sehr dankbar«, sagte Clay. »Denn wenn hier ein Mord passiert ist, lebt der Täter vermutlich in der näheren Umgebung.« Sie sah ihr Staunen und ließ die unangenehme Vorstellung kurz wirken. »Sie haben der alten Dame geholfen. Helfen Sie nun auch mir, indem Sie Stillschweigen bewahren.«

2.42 Uhr

Clay stieß die Haustür ein wenig weiter auf und betrachtete die Türklingel, die mit zwei hellbraunen Pflasterstreifen kreuzweise überklebt war. Hier wohnte jemand, der keinerlei Besuch erwartete.

Das flackernde Licht wurde deutlicher.

Im Nachbarhaus wurde die Eingangstür geöffnet. Ein Mann mittleren Alters blinzelte sie schlaftrunken an. »Was ist hier los?«

»Wer wohnt in diesem Haus, Sir?«, fragte Clay und zeigte ihren Dienstausweis.

»Professor Leonard Lawson und seine Tochter Louise.«

»Karl«, sagte sie zu Stone, »sprich bitte mit dem Herrn. Bill, es wäre mir lieb, wenn du mit mir ins Haus kämst.«

Sie schaute über die Straße und sah DS Terry Mason und seinen Assistenten Paul Price mit zwei großen Asservatenbeuteln hantieren, in denen die Trittplatten steckten, die man brauchte, um keine Spuren am Tatort zu hinterlassen.

Clay drückte die Tür weit auf. Als der ganze Flur vor ihr lag, wurde ihr Blick zum oberen Treppenabsatz gezogen. In einem der Zimmer im ersten Stock blitzte irgendein defektes Elektrogerät vor sich hin.

Sie betrachtete den Flur. Rechts von der Treppe und in den Türen der Parterrezimmer war nichts Auffälliges zu se-

hen. Clay wandte ihre Aufmerksamkeit wieder dem Lichtspiel im ersten Stock zu.

»Okay, Terry, verleg die Platten bis nach oben. Wir wollen zu dem Raum, wo das Licht herkommt.«

Er ist abgeschlachtet worden ...

Nach wenigen Augenblicken waren Mason und Price am Fuß der Treppe angelangt. Drei Platten am Boden, drei Schritte voran. Sie bewegten sich mit akrobatischem Geschick. Auch wenn sie sich freute, wie schnell ihre Kollegen arbeiteten, musste Clay sich bremsen, um die beiden nicht noch weiter anzutreiben. Die Lichtquelle zog sie an, als wäre sie eine Motte.

Sie betrat den Flur und folgte den Kriminaltechnikern bis zur Treppe. Dann blickte sie zu dem Licht hoch und rief: »Polizei! Wenn jemand da ist, melden Sie sich! Wir kommen jetzt die Treppe rauf!«

Das Licht zuckte davon unbeeindruckt aus einem der Schlafzimmer und ließ die Schatten tanzen. Mason und Price waren inzwischen auf dem oberen Absatz angelangt und verlegten die Platten bis zur Türöffnung.

Clay fühlte sich vage an ihre Jugend erinnert, an die Schuldisco und Rockkonzerte. »Das ist ein Stroboskop!«, stellte sie fest und wunderte sich laut: »Aber was macht das hier?«

»Das werden wir schon bald wissen«, antwortete Hendricks hinter ihr.

»Paul?« Mason sprach seinen Assistenten an. »Sobald wir mit den Platten fertig sind, mache ich hier oben weiter, und Sie gehen nach unten und sehen nach, wo der Täter eingedrungen ist.«

Die beiden standen an der Schlafzimmertür, Clay noch auf dem Treppenabsatz. »Okay«, sagte sie. »Das ist genug. Vielen Dank.«

»Eve!«, rief Stone von der Haustür. »Der Nachbar sagt aus, dass er gestern Abend um zehn ins Bett gegangen ist. Er hat nichts gehört oder gesehen. Weiß nicht das Geringste.«

Der Vater?, dachte Clay. *Er ist abgeschlachtet worden.*

»Karl, sobald Price unten mit den Platten fertig ist, durchsuch mit ihm das Haus nach Informationen über die Lawsons.«

Mit geschärfter Aufmerksamkeit wandte sie sich der Schlafzimmertür zu. Grellweiße Lichtblitze zuckten durch die Dunkelheit des oberen Flurs.

An der Zimmertür übergab Mason ihr den Beutel mit den Tatortplatten.

»Geh und bereite das Erdgeschoss vor«, sagte sie zu ihm.

Aus einem der anderen Zimmer hörte sie Luft in den Rohrleitungen rumoren. Sie hatte ein ungutes Gefühl im Bauch und konzentrierte sich auf das, was vor ihr lag. Zuerst dieses Schlafzimmer.

Leichter Blutgeruch stieg ihr in die Nase.

Sie drückte die Tür weit genug auf, um zwei Trittplatten auszulegen, sodass sie hineingehen und sehen konnte, was im Licht der pausenlosen Blitze passiert war.

Bei einem raschen Blick über die Schulter sah sie sich selbst in einem ovalen Spiegel an der Flurwand. Das Stroboskoplicht verwandelte sie in jemand anderen. Ihr großer, schlanker Körper war im weißen Schutzanzug verborgen, ihre schwarzen Haare unter der Kapuze, von ihr selbst war nur das Gesicht zu sehen.

Erneut dem Schlafzimmer zugewandt, hörte sie ihre eigene Stimme: »Melden Sie sich, wenn Sie können.« Im Grunde wusste sie jedoch, dass sie kein weiteres Lebenszeichen hören würde. Denn sie stand vor einem Raum, der nie wieder der alte sein würde, weil ein Mörder ihn betreten hatte. Der Wind drückte gegen das Fenster und wisperte: *Mörder.*

Sie bückte sich, drückte mit dem kleinen Finger unten gegen die Tür und schob sie weiter auf.